

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 99 (1973)
Heft: 43

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

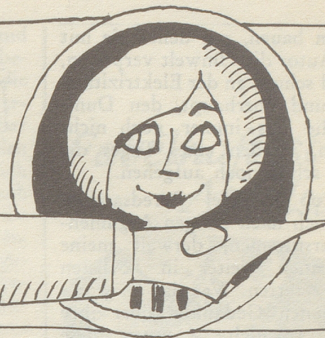
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Eine weitverbreitete Schweizer Frauenkrankheit

Sie werden es vielleicht nicht glauben, und eine Statistik habe ich nicht vorzuweisen, weil noch keine darüber aufgenommen wurde; aber nach eigenen Beobachtungen und Befragungen bin ich überzeugt, dass der Aeckegstabi (in andern Kantonen auch etwa Halschetri genannt) eine der häufigsten Frauenkrankheiten in der Schweiz sein muss. Die Ursache ist bekannt, und dort müsste man ansetzen mit der Bekämpfung. Alles kommt nämlich vom beständigen Hinaufschauen. Wenn man längere Zeit in dieser Position verbleibt, wird der Nacken steif, und das chronische Uebel ist da. Wenn uns das kaum mehr auffällt, so nur deshalb, weil man sich an gewisse chronische Leiden seiner Mitmenschen schliesslich gewöhnt. Wozu richten denn alle diese Frauen ihren Blick in die Höhe? werden Sie nun fragen. Doch diese Frage ist falsch gestellt. Sie muss heissen: Zu wem hinauf schauen sie? Als Schweizer(in) haben Sie es gewiss erraten: natürlich zu Ihm, zum Göttergleichen!

Eine wohlhabend gewordene Dame in den besten Jahren gestand mir kürzlich, sie sei froh, einen Mann geheiratet zu haben, zu dem sie emporschauen könne; man fühle sich bei ihm so geborgen und könne ihm ruhig alles überlassen, denn er werde in jedem Augenblick das Richtige tun. Ein Eheberater, der sich psychologisch nennt, teilte letzte Woche in der Zeitung mit, seine Klientin, eine junge, hübsche und akademisch gebildete Dame sehne sich nach einem Ehepartner, zu dem sie emporschauen könne. Und sogar ein zwanzigjähriges Mädchen meinte versonnen: «Ach, ich stelle mir eben einen geistig überlegenen Mann vor, zu dem ich hinaufschauen könnte!» Als bei den Schweizer Frauen das Aufschauen kein Ende nehmen wollte, fragte ich noch ein paar Ausländerinnen, ob sie zu ihrem Manne aufschauen. Die erste hat geantwortet: «Wieso? Ich habe ihn geheiratet, weil er mir gefiel und wir so gute Arbeitskollegen waren.» Die zweite brach in ein herzhaftes Gelächter aus und rief ihrem Mann im Nebenraum zu: «Hör nur, da fragt jemand, ob ich

zu dir aufschau!» Worauf er noch lauter lachte und sie und meine Frage im Sand verlief. Die dritte sagte: «Ich verstehe Ihre Frage nicht ganz, wie kommen Sie zu einer solchen Vermutung? Mein Mann und ich, wir haben beide unsere Vorzüge und unsere Fehler, aber zu einer so einseitigen Bewunderung scheint mir da wirklich kein Anlass vorhanden. Oder gilt es in Ihrem Lande etwa als besonderes Verdienst, ein Mann zu sein?» Auf so direkte Fragen antwortet man nicht gern. Doch, wenn ich an die zahlreichen Frauen mit chronischem Aeckegstabi dachte, musste ich zugeben: «Wowohl, eigentlich schon.»

Das will nun aber nicht heissen, dass wir Schweizerinnen alle unglücklich sind, durchaus nicht. Man kann bekanntlich auch mit einer chronischen Krankheit leben, manchmal so gut, dass man sie kaum mehr bemerkt oder es gar bedauern würde, wenn sie eines Tages wegbliebe. Jedoch, einige beginnt sie eben hie und da zu zwackeln, dann mucken sie auf, und andere wollen's gar nicht erst so weit kommen lassen, die betreiben Prophylaxe vom ersten Tag an. Die sagen dann etwa: «Die Welt gefällt mir gerade in meiner Augenhöhe; ich verstehe sie auch besser so, weil ich bequem rundherum schauen

kann, statt meinen Blick immer auf einen einzigen Punkt in der Höhe zu fixieren.»

Unter den heutigen jungen Mädchen gibt es, glaube ich, ein immer zahlreicheres Grüppchen, das so denkt. Und das gibt zur Hoffnung Anlass, dass eine weitverbreitete Schweizer Frauenkrankheit heilbar ist und eines Tages vielleicht sogar aussterben wird. Nina

Das «Ausländerpack»

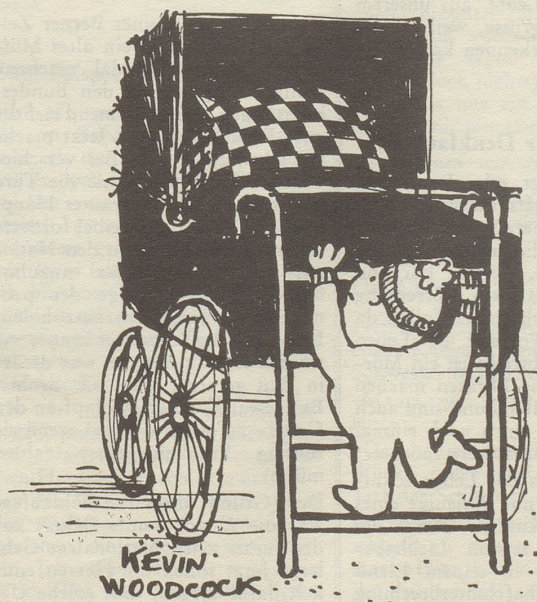
Ich finde einfach keine Ruhe, bevor ich es dem Nebi erzählt habe: Am 17. September, punkt 9.45 Uhr, wurden in einem Büro der Bundesverwaltung in Bern zwei Weiber zu Hyänen (man beachte meine literarische Ausdrucksweise!). Dies war um so erstaunlicher, als am Tag zuvor der Eidgenössische Dank-, Buss- und Bettag stattgefunden hatte, an dem gute Schweizer jeweilen in sich gehen und geloben, sich fürderhin eines besseren Lebenswandels zu befehligen. Was war geschehen?

Es fing damit an, dass eine der Damen erzählte, ihr Wohnhaus sei voll von Ausländern, und alle, alle seien sie frech und arrogant, es sei nicht zum Aushalten. Ihre Kollegin fiel lautstark ein, nach dem Motto «Ausländer, raus!». Ich

mischte mich schüchtern ein, indem ich erzählte, das sei nun wirklich merkwürdig. In unserem 40 Parteien umfassenden Haus gebe es drei, bzw. vier Ausländer: Eine Türkin, einen Somalimann und ein italienisches Ehepaar. Sie alle, alle seien freundlich und hilfsbereit, ja, in dem ganzen grossen Haus seien es die einzigen Menschen, von denen ich wisse, dass ihre Türe jederzeit für mich offen sei, selbst wenn sie anderen Besuch haben. Zudem habe mich die Türkin zwei Wochen lang gepflegt, so gut sie eben nebst ihrer ganztägigen Berufsarbeit konnte, habe sämtliche Einkäufe für mich besorgt, Medikamente geholt, Orangensaft gepresst, Nachtessen gebracht und für den nächsten Tag vorgekocht. Auch die beiden andern Parteien hatten mich in Grippezeiten versorgt, und sie seien immer da, wenn man etwas brauche.

Diese Geschichte wollte jedoch nicht so recht ins Bild passen, das sich die beiden Damen von den Ausländern zurechtgebastelt hatten. Ich wurde belehrt, das seien Ausnahmen. Und dann hörte ich innerhalb einiger Minuten soviel Neues, dass mir darob ganz schwindlig wurde: Die Ausländer sind allesamt frech und arrogant, das Ausland schickt nur den «Abscham», und was für ein Pack ist da seinerzeit von Ungarn und der CSSR her gekommen! Man kann doch nicht einfach so Flüchtlinge unbesehen aufnehmen. Amerika hat viel weniger Uganda-Flüchtlinge aufgenommen, als die kleine Schweiz.

Und dann die Italiener! Die wollen nicht mehr in Löchern hausen, wie früher. Und ihre Söhne und Töchter werden eines Tages nicht arbeiten wollen, sondern studieren. Dann haben wir wieder zuwenig Platz an unseren Universitäten. Ferner werden Schulen und Kinderkrippen gebaut für diese Italiener. Wem kommt es im Ausland schon in den Sinn, Schweizerschulen zu bauen? Und überhaupt, diese Italienerinnen haben ja massenhaft Kinder, man muss sich grenzenlos darüber ärgern, wenn man das beim Kinderarzt sieht. Und wer hat je schon dafür gekämpft, dass die Schweizer Arbeiter bessere Löhne bekommen! Niemand, aber für die Italiener kämpft man! Zum Schluss sind alle, alle Ausländer schuld, wenn unsere Infrastruktur ins Wanken gerät. Man muss für sie



Strassen bauen, auf denen sie mit ihren Autos die Umwelt verpesten, sie sind schuld an der Elektrizitätskrise, und überhaupt, den Dummen, die das immer noch nicht glauben, werden eines Tages die Augen schon noch aufgehen.

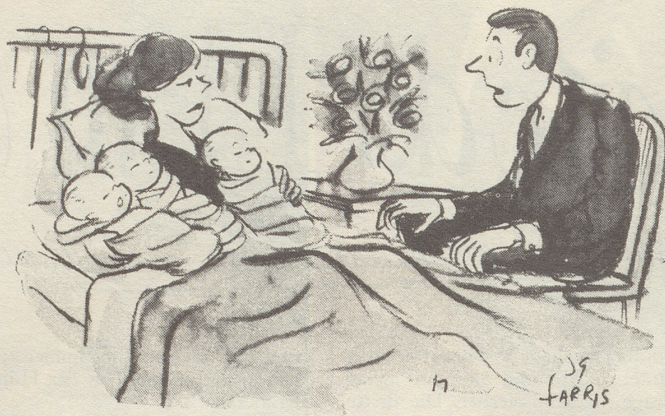
Also, ob so viel Beredsamkeit musste ich nach einigen Argumenten verstummen, derweil meine Kolleginnen weiter in höchsten Tönen zeterten. Was das an wortgewordenen Gedanken über ihre Lippen sprudelte – gegen diese Hässlichkeit half auch der leuchtendste Lippenstift nichts.

Lieber Nebi, was soll man solchen Leuten antworten? Was helfen Gegenargumente, wenn man einfach niedergeschrien und mundtot gemacht wird? Kannst Du mir den Nebel spalten? Soll ich vielleicht von der Zeichnung in der Jubiläumsnummer, die den Schweizer auf Stelzen zeigt, Kopien anfertigen und sie den beiden Damen zum Abschied aufs Pult legen (ich ziehe Ende nächster Woche aus)?

Ich glaube, es ist höchste Zeit, den Kampf gegen diese Nazi-Verwandten zu intensivieren. Die Republikaner sammeln nämlich jetzt wieder fleissig Unterschriften für die nächste Initiative. Und es gibt leider auch Junge, d. h. etwa so Dreissigjährige, unter den Unterschreibenden. Annemarie

Auch «ausgeschlossen»

Liebes Bethli! Mit lebhaftem Interesse und schwesterlicher Anteilnahme habe ich Deine Gedanken zum Heiratsinserrattext «... Brillenträgerin ausgeschlossen» verfolgt (Nebi Nr. 38). Weisst Du wie es mir in Sachen Brille ergangen ist? Vor ca. 3 Jahren hatte ich das Gefühl, etwas gegen meine Kurzsichtigkeit tun zu müssen. Aus Eitelkeit – heute kann ich es ja sagen – wollte ich aber unbedingt Kontaktlinsen. Ein namhaftes Geschäft verkaufte mir auch solche Linsen, die ich tapfer zu tragen versuchte. Leider kratzten mich die Dinger immer häufiger. Besonders im Winter, im überheizten Büro mit zu trockener Luft, wurden die Linsen immer unerträglicher. Stillschweigend (schliesslich sind Linsen kein so billiger Spass) begann ich sie deshalb immer weniger zu tragen. Schliesslich blieben sie ganz im Etui und ich beruhigte mein schlechtes Gewissen damit, dass ich ja eigentlich in der Nähe noch recht gut sehe... (Allerdings mit einem Auge wesentlich weniger als mit dem andern, so dass das starke Auge natürlich dauernd etwas überfordert wird.) Gut zwei Jahre sind inzwischen vergangen – natürlich wurde meine Kurzsichtigkeit inzwischen nicht besser. Kürzlich nahm ich also allen Mut zusammen und begab mich wiederum zu einem Fachmann. Erneut wurde ein Sehtest gemacht, die Gläser verschrieben, und mein Mann (er hatte nie etwas gegen Brillen) half



«Das wirft uns die Familienplanung über den Haufen!»

mir beim Aussuchen eines geeigneten Brillengestells. Seit zwei Wochen trage ich nun diese Brille, und weisst Du, was die Bekannten sagen? Ich sähe so studiert (siehst Du, anscheinend bin ich auch ein intellektueller Mäntsch), oder mit meinem Mann gesprochen, viel intelligenter (!) aus! Und ich wollte früher absolut keine Brille tragen! Dabei habe ich anscheinend mein Image durch die Brille erheblich aufwerten können... Mein Chef äusserte sogar den leisen Verdacht, ich trage die Brille nur um besser (haha... wie das tönt!) auszusehen. Ich kann den jungen, soliden Kaufmann wirklich nicht verstehen. Doch halt, mich beschleicht ein stiller Zweifel: Hat er vielleicht böse Erfahrungen gemacht, dass eine Brille zuviel versprach, d. h. weniger dahinter steckte als vorgetäuscht wurde? Du meine Güte, wenn es bei mir auch so aussieht als ob? Liebes Bethli, was soll ich tun? Die Brille tragen und mich studiert geben, obwohl ich es nicht bin? Oder soll ich kurzsichtig herumlaufen und mich blamieren, indem ich die Leute aus unserem Haus zu spät grüsse, weil ich sie zuwenig früh erkennen kann? Lisbeth

Heuchelei oder Denkfaulheit?

Eigentlich hängt mir das Thema «Schwangerschaftsunterbrechung» zum Halse heraus. Zeitungen, Heftli und Radio bringen ständig wieder Beiträge, die das Für und Wider einer straflosen Abtreibung diskutieren. Nicht selten fallen da hochtrabende Worte, z. B. «Leben ist heilig, wer abtreibt ist ein Mörder» usw. Solche Phrasen machen mich einfach wütend und sind auch schuld, dass ich mich noch einmal zu diesem Thema äussern möchte. Gewiss soll man das Leben schützen, aber nicht nur dasjenige eines ungeborenen Kindes. Wenn ein Mädchen von seinem Liebhaber verlassen wird, in seinem Elend zur Schwangerschaftsunterbrechung

flüchtet, ist es nicht schon genug bestraft? Was tun wir zum Schutze des Lebens? Wir verschmutzen Luft und Wasser, dass die kommende Generation kaum mehr lebensfähig sein wird. Was tragen die Staaten zur Erhaltung der Menschen und Menschenrechte bei? Kaum ist ein Knabe den Kinderschuhen entwachsen, muss er ins Militär und man lehrt ihn das Töten, nicht nur das eines unerwünschten Kindes, sondern Menschen jeden Alters. Wie viele sind wohl schon durch Waffen schweizerischer Herkunft ums Leben gekommen? – Wir leben im 20. Jahrhundert. Hört man aber von Folterungen, so fühlt man sich ins dunkelste Mittelalter versetzt. Nein, solange wir nicht mutiger gegen diese rohen Gewalten auftreten, haben wir kein Recht, uns mit so grossen Worten zu brüsten. Man sollte einem das Denken verbieten! Anni

Die Erstürmung des Bundeshauses

Kürzlich war in einer Berner Zeitung zu lesen, dass ein altes Mütterlein «einen Skandal machen» wollte! Aufgeregt in den Bundeshausgängen umherstürmend rief die gute Frau lautstark: «Jetzt mache ich einen Skandal!» Bei verschiedenen Büros öffnete sie die Türe und streckte ihr ergrautes Haupt hinein. Den Bundesweibel forderte sie energisch auf, sie in den National- oder Ständeratssaal einzulassen, oder dann einige der prominenten Herren herauszuholen! Die «einfache Schweizer Frau», wie sie sich selbst titulierte, war derart in Wut geraten, dass sie drohte, Bundesrat X. einen «Chlapf an den Grind» zu geben – selbst wenn sie fünfzig Franken Busse zahlen müsse! Der Grund ihres «Amoklaufes» war die Attacke eines Béliers auf den jurassischen Nationalrat Gehler. «Jetzt sollen die Herren endlich dafür sorgen, dass solche Ue-

belateten im Jura hinten aufhören. Denen will ich es jetzt sagen!» Der einzige Magistrat, der zufällig in ihre «Schusslinie» geriet, war Bundesrat Gnägi. Er hörte der wild Gestikulierenden eine Weile zu, sprach ein paar beruhigende Worte und hatte dann dringendere Geschäfte zu erledigen.

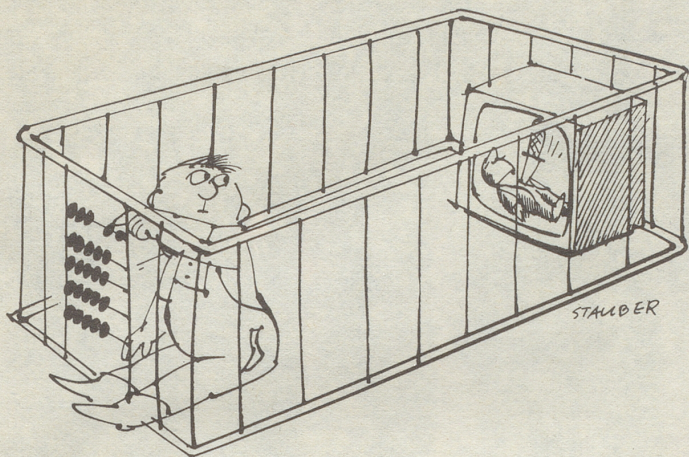
Offenbar hat die aufgebrachte Stauffacherin nichts erreicht mit ihrem Demonstrationöchen. Wo kämen wir auch hin, wenn jede von uns ihren Aerger über eine der vielen Untaten gewisser Weltverbesserer im Bundeshaus abregieren wollten? (Obschon es mich dazu schon oft gejuckt hat!) Doch Respekt muss man vor dem alten Mütterlein trotzdem haben – es hat wenigstens etwas unternommen und nicht nur die Faust im Sack gemacht. Wahrscheinlich gehört sie auch zu denen, die sich Zeit nehmen an die Urnen zu gehen, statt über alles immer nur zu kritisieren! Auf jeden Fall kümmert sie sich nicht nur um ihren eigenen Herd, sonst wäre sie nicht auf die Barrikade gestiegen für einen ihr unbekanntem Mann.

Für all' diejenigen aber, die bei jeder Abstimmung durch Abwesenheit glänzen, und sich prinzipiell nur um ihre eigenen Angelegenheiten kümmern, könnte das bundeshausstürmende Mütterlein ein Mahnmal sein zum Erwachen – meinst du nicht, Bethli? Greti

Die Ungeheuer

Auf die Gefahr hin, es mit sämtlichen Architekten und Verkehrsplanern der ganzen Welt auf immer und ewig zu verderben, muss ich meiner Wut über die unmenschlichen Ungeheuer, die langsam aber sicher in unseren Städten entstehen, endlich Luft machen, sonst platze ich noch! Warten Sie ab, wenn Sie weiterlesen, werden Sie an Hand meiner lichtvollen Erläuterungen bald merken, was mich da so ärgert. Nehmen wir an, ich fahre mit der SBB wieder einmal in eine grössere Schweizer Stadt. Ich freue mich auf den «freien» Tag, ohne Haushalt, Gartenarbeit, allerlei Kleinkram, dafür mit Einkäufen, Freundinnenbesuch und was der schönen Dinge mehr sind.

Nicht umsonst heisst es: «Vorfreude ist die reinste Freude.» Auch meine Vorfreude verwandelte sich binnen kurzem in stille Verzweiflung, stumme Wut und zuletzt Erschöpfung! Aber schön der Reihe nach. Ich kam am Ziel meiner Reise an, stieg aus dem Zug und sah mich um. Alles neu, alles fremd. Irgendwie werde ich mich aus diesem Gebilde aus Stahl und Beton schon herausfinden, dachte ich; Optimist, der ich bin. Und so begann ich frohgemut der Gegend zuzustreben, wo einst ein Ausgang war. Aber, oh Schreck, da war kein Ausgang mehr, sondern eine hohe Bretterwand. Umkehren, weiter suchen.



Nachdem ich Hunderte von Metern in Betonschluchten umhergeirrt war und alles, nur keinen Ausgang gefunden hatte, bemächtigte sich meiner eine leichte Panik. Würde ich meine Tage hier beschliessen müssen, ohne jemals das Licht der Sonne wiedergesehen zu haben? Ein kleiner Trost war mir der Umstand, dass ich wenigstens nicht zu verhungern brauchte; auch pflegen lassen konnte ich mich, das nötige Kleingeld war auch zu erreichen, denn auf meiner Wanderung entdeckte ich Restaurants, Coiffeurläden, Bankablagen – nur eben keinen Ausgang. Wie war das früher doch so schön: Man ging einfach auf das grosse helle Loch zu und dann war man auf dem, meistens Bahnhofplatz genannten, Ausgangspunkt für sämtliche Tramlinien, Busse und Taxis.

Da ich merkte, dass ich anscheinend zu wenig pfadfinderisches Geschick besass, um aus des Ungeheuers Fängen alleine herauszufinden, wandte ich mich höflich an einen jungen Herrn, mit der Bitte, mir zu erklären, wo der Ausgang sei. «Ja, welcher?» «Der zur Heiliggeistkirche.» Ausführlich, mit rudernden Armbewegungen erklärte mir der Jüngling den Weg. Ich dankte und stiess von Land – aber ich hätte den guten Mann als Lotsen mitnehmen sollen, denn, ob Sie's glauben oder nicht: Ausgang fand ich keinen! Langsam kam ich mir vor, wie das gute Huhn: «In der Bahnhofshalle, nicht für es gebaut –.» Plötzlich schimmerte am Ende einer Betonschlucht Tageslicht auf! Nichts wie hin –. «Ausgang nur zu den Taxis» lasen meine entzündeten Augen, und wütend zottelte ich den Schlauch wieder zurück. Als ich endlich einen Ausgang fand, war es der falsche, aber keine zehn Pferde hätten mich wieder in den Bauch des Ungeheuers zurückgebracht.

Jetzt aber ganz im Ernst: Sollte ein Architekt oder sonst ein Fachmann bis hierher gelesen haben, würde ich ihn recht herzlich um Beantwortung folgender Fragen

bitten: Hat man bei der Planung von Bahnhofneubauten die alten und behinderten Mitmenschen eigentlich völlig vergessen? Diese endlosen Betonschlöche sind für sie eine Zumutung! Sogar Rolltreppen, heute in jedem Warenhaus eine Selbstverständlichkeit, fehlen oft ganz! Warum? Sparsamkeit am falschen Ort?

Ich bekenne, mich nach dem guten, alten Bahnhof zu sehnen, der noch ein Bahnhof war und kein Irrgarten. D. h. «Garten» ginge ja noch, besser wäre «Betonalptraum!» Jawohl! Eva

PS. Liebe Frederike und liebe Eulalia, dieser Artikel war bereits fertig, als ich Euren Klagegesang (Nebi Nr. 38) über die Fenster im Berner Bahnhof (die keine sind) und die unmögliche Klimaanlage las! Nun sind wir ja zu Dritt, und vielleicht lässt sich jetzt ein Fachmann herab und erklärt uns, warum bei modernen Gebäuden so manches ist, was, betrachtet man sie mit dem gesunden Menschenverstand, nicht sein sollte.

Natürlich ist mir der Berner Bahnhof zu meinem «Ungeheuer» Modell gestanden. Ihr werdet's sicher gemerkt haben.

Zum Beispiel Handwerker

Sehr oft, wenn Leute en passage hier in Bangkok vorbeikommen, höre ich die Litanei, wie schön wir es doch hier hätten. Ganz abgesehen von den vielen herzigen Meiteli (was die einer biedereren Hausfrau gross nützen sollen, ist mir zwar nicht ganz klar – aber ich bin eben eine scheuche, sonst hätte ich schon längst gefragt) hätten wir auch sonst alles, was in der Schweiz so rar geworden sei, z. B. Handwerker.

Als wir in unsere Wohnung einzogen, musste sie gestrichen werden. Nach langem Feilschen mit dem Hausmeister schickte man mir den Maler, und zwar hatte dieser den Auftrag, nur die Wände zu streichen, die es absolut nötig hätten. Ich sprach damals noch kein Wort Thai, aber wir verständigten

uns bestens mit Gestikulieren und Grinsen. Mir war kein Glück beschieden, denn die Methode, die bei den Meiteli, wie man mir versichert hatte, immer unfehlbar klappt, verheite in dieser heiklen Situation ganz einfach ab: als ich das Zimmer erwartungsvoll nach einer Stunde betrat, erstrahlte die eine Wand in leuchtendem Grün, und der Experte lag friedlich zigarettenrauchend am Boden und bestaunte sein Wunderwerk. Mit vielen Mühen und Nöten und mit Hilfe des Abwartes, der mich mit Vorwürfen überhäufte, wurde dann die Pracht heruntergewaschen, und ich war nun dazu verdonnert, daneben zu stehen und zu überwachen, dass die Farbe auch richtig gemischt wurde. Ich folgte meinem Maler wie ein Hündchen von Zimmer zu Zimmer, mischte in der Hitze und Feuchtigkeit ergebenst, rührte, verglich, rührte, und die Arbeit ging eigentlich recht flott voran, von kleineren Unfällen abgesehen. Allerdings schlug mir die Sache ein wenig auf die Blase, denn ich durfte nicht, auch nicht für fünf Minuten, denn kaum kehrte ich den Rücken, verschwand der Künstler für den Rest des Tages auf Nimmerwiedersehen... Am Ende der Woche war noch eine einzige Wand übrig geblieben, und ich musste unbedingt zum Coiffeur gehen, denn es war der 1. August, und Du weisst ja, liebes Bethli, auf der Botschaft – der Empfang und so. Als ich dann zu Hause mein Aemtlein wieder antrat, wurden die letzten Pinselstriche aufgetragen: ein Kanariengelb verkrustete sich gerade zu interessanten unregelmässigen Mustern. Als der Gute meine Bestürzung sah, gab er mir zu verstehen, es sei eben noch nicht trocken. Am nächsten Morgen sah die Sache verheerend aus: die Farbe war inzwischen dunkel geworden, und es bestand gar kein Zweifel darüber, dass da nur der Abwart und der Pfannenribbel Abhilfe schaffen könnten. – Mit meiner letzten Nervenkraft schleppte ich mich hinunter und beschwerte mich. Und weisst Du, Bethli, was man mir sagte? – «Maipenrai (macht doch nichts), der Maler hat halt eben nur ein Auge.» – Wer möchte mit mir tauschen? Jeanne

Da kommen wir doch noch besser weg, Jeanne. Zu uns kommen sie überhaupt nicht, wenn wir nicht Gross-Blockunternehmer sind. B.

Üsi Chind

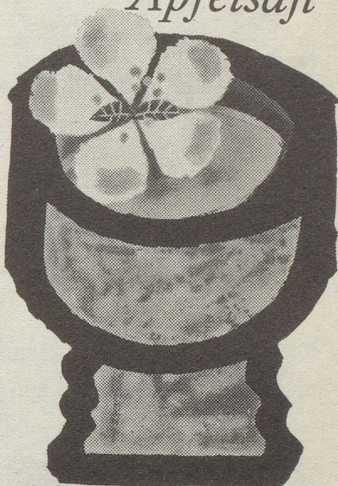
Fritzli erhält von seiner Mutter einen Kuchen, den er mit seiner Schwester brüderlich teilen sollte.

«Mama, was heisst brüderlich teilen?»

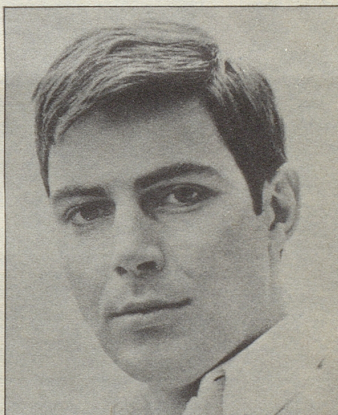
«Das heisst, den Kuchen in zwei Stücke teilen und den grösseren Teil der Schwester geben!»

Fritzli stutzt einen Moment, springt schnell zu seiner Schwester und sagt: «Hier, Lili, den Kuchen, teile ihn brüderlich!» Ai

Fabelhaft ist Apfelsaft



ova **Urtrüeb**
bsunders guet



Jetzt hilft eine Hefekur mit

VIGAR HEFE

bei unreinem Teint, Bibeli, Furunkulose

bei Magen- und Darmstörungen

bei Frühjahrs- und Herbstmüdigkeit

VIGAR-HEFE Dragées sind geschmackfrei und angenehm einzunehmen
Originalpackung mit 200 Dragées Fr. 7.20
Kurpackung mit 500 Dragées Fr. 14.40
in Apotheken und Drogerien